



alle Speisen benutzten u. bezgl. m. Mit einem Wort, ich fühlte mich in diesem Hause sehr unglücklich.

Da jedoch es, daß mein Vater von einer Beschäftigung zurückgekehrt war und Besichtigendes mitgebracht hatte, womit er einen größeren Kreis seiner Freunde erfreuen wollte. Es wurde daher ein kleines Familienfest veranstaltet, an dem selbstverständlich auch ich theilnehmen sollte und es wurde mir deshalb ein Urlaub von ein paar Stunden bei meinem gestrenghen Lehrern angewährt. So erschien ich denn nach weichenlanger Abwesenheit auf kurze Zeit wieder im Vaterhause.

Was hatten aber die wenigen Wochen aus dem frischen, blühenden, lebensfrohen Jungen gemacht. Einer der Freunde fragte mich theilnehmend, ob ich krank sei, ein anderer im Schwere, ob ich eine Fingerring brauche, ein dritter aber, der mir von Klugelei an gewogen war, nahm mich auf die Seite und fragte mich aus, bis ins kleinste, und ich berichtete alles und darunter vieles, was ich ans Juchend vor dem strengen Vater diesem selbst verhängen haben würde. Da rief er mir denn, mir zunächst die Kagen von Halse zu schaffen, die Saale, meinte er, sei ja nicht weit. Ich verstand den Wirt und hatte, in das Haus meines Lehrers zurückgekehrt, nichts Eiligeres zu thun, als eines Morgens, als der Tag kaum graute, den alten Kater zu ergreifen, ihn in eine Serviette zu wickeln und in die Wässer der Saale zu werfen.

Diese Uebelthat sollte aber schlimme Folgen für mich haben. Der Kater wurde alsbald vernichtet und überall gesucht, und zum Unglück war mein Gahn nach der Saale an jenem Morgen von fremdlichen Nachharn nicht unbemerkt geblieben. Man forschte weiter, und als ich, allerdings mit bösen Gesinnungen, nachhause zurückkehrte, endlich sich über mir der Roru der ganzen Familie, aber in einem solchen Grade, daß ich die Flucht ergriff. Doch wagte ich nicht ins Elternhaus zurückzukehren, vielmehr suchte ich Zuflucht bei jenen Freunden, der mir den so bereitwillig besorgten Rath in betref des Katers erteilt hatte. Der war keineswegs erpürt über diesen Ausgang, den er wohl vorhergesehen hatte, vielmehr nahm er mich freundlich auf und trat mit als Vermittler ein. Die Verhandlungen endeten damit, daß mein Verhältnißverhältnis gelöst und ich im Elternhause wieder an- und aufgenommen wurde.

Damit trat aber aufs neue die Frage an meine Eltern heran, was soll aus dem Wüchlingen werden? und ein neues Unterkommen schien sich für mich so schnell nicht finden zu wollen.

Schon oben ist erwähnt, daß mein Vater nicht selten Geschäftstreffen unternehmen mußte, und da eine solche sich wiederum nötig machte, so kam er auf den Gedanken, mich mitzunehmen. Sein Weg führte ihn über Magdeburg, wo einer seiner Brüder eine Brauerei betrieb. Dort, bei meinem Vater, sollte ich bleiben, bis mein Vater von seiner Reise zurückkehrte. Ob mein Vater eine Absicht hiermit verband, vermag ich jetzt nicht zu sagen, mitgetheilt wurde mir davon wenigstens nichts.

tanische Plümi tiefe und breite Graben um die Stadt gezogen und durch den dahinter aufgestellten Truppenorden bei Einwohnern alle Ausflüchten zur Flucht genommen. Das Militär hatte Befehl, jeden zu tödten, der sich erheben würde, den Storden zu durchbrechen. Die nothwendige Wassage nach der Stadt über eine Art von Zugbrücke war mit Schanzen und einem Brückenkopf versehen. In aller Eile wurde nach dem zweiten Truppenorden in einiger Entfernung von dem ersten gezogen, den niemand vom Zuziehen des Stordens her überdachten durfte. Ein dritter Orden wurde schließlich um die ganze Provinz Vori gezogen; hier waren gewisse Hauptstraßen bestimmt, außer welchen Niemand der Ein- oder Ausritt, jedoch auch nur unter gewissen Bedingungen und Vorschriftenregeln erlaubt wurde. In der Stadt selbst wurden Schützen angelegt, die Kanoniere getötet und die Häuser, worin sich die Kunde geoffenbarte, erstarbt, d. h. die Einwohner derselben wurden in Lazarett gezwungen, die Hausstätten solcher Häuser wurden zugemauert und mit einem rothen Kreuze versehen. Die Stadt selbst war unter sich geschlossen; jede Straße bei den Ein- und Ausgängen verbarrikadirt, wodurch die Einwohner nur auf ihre Gasse beschränkt wurden. In den Ein- und Ausgängen fanden Schützen wachen, die den Befehl hatten, jeden niederzuliegen, der heraus wollte. Die Häuser, worin Bürger mit der kleinsten unbedeutendsten Krankheit gewöhnlicher Art lagen, waren geschlossen, in Observation genommen und auf dem Tage mit einer weißen

Wir kamen in Magdeburg an und fanden bei dem Bruder meines Vaters die freundlichste Aufnahme. Seine Familie bestand nur aus Frau und Tochter, und die letztere war just in meinem Alter. Wer wollte sich wundern, daß es mir hier sehr wohl gefiel? In dem lebhaften Geschäftsbetriebe, in den ausgebreiteten Mägen fehlte es mir nicht an Unterhaltung. Ich lief in die Ställe, fletterte über die Wöden, ich fuhr, ich ritt und dazu die immer freundlichen Gesichter meiner Verwandten.

Am liebsten hielt ich mich in der Wödenwerkstatt auf, das Lärmende dieses Gewerbes, die Töne, welche aus den Wänden der großen Tonnen erklangen, das lebhafteste Pantieren, welches dem Wöden eigen ist, alles das machte mir unendliches Vergnügen. So kam es denn, daß bei der Rückkunft meines Vaters der Entschluß gefaßt wurde, mich Wöden werden zu lassen. Wohl hatte mein Vater die Absicht gehabt, mich in seiner Brauerei zu behalten, da aber der Wöden vor dem Braner nicht getrennt werden kann, so entschied er dahin, daß ich zuerst die Wödenerei erlernen und dann erst Braner werden sollte.

Auch mir gefiel dieser Plan und gar bald war ein geschickter Meister für mich gefunden, ich trat in die Lehre und anfänglich ging alles sehr gut. Freilich mußte ich oft über meine Kräfte arbeiten, in der Jugend erträgt sich das aber. Da kam aber der kalte Winter von 1785. Damals dachte man noch nicht daran, eine Wödenwerkstatt zu erwärmen, und ich erfrore Hände und Füße.

Ängere Zeit war ich arbeitsunfähig, mein guter Onkel nahm mich aber auf und unter sorgsammer Pflege wurde ich so weit hergestellt, daß ich in mein Verhältnißverhältnis zurückkehren konnte. Im nächsten Winter jedoch brachen die alten Wunden aufs neue auf, ich wurde krank und mühselos und schrieb endlich an meine Mutter in Halle. Diese erfuhr denn auch alsbald und als sie meine Zimmergenossin sah, machte sie kurzen Prozeß. Sie ließ einen Wagen kommen, packte mich hinein und nahm mich mit nach Halle.

Es war hohe Zeit gewesen, denn der herbeigerufene Arzt erklärte, daß der Brand nahe sei und er nicht dafür bürgen könne, daß mir die Füße nicht abgenommen werden müßten. Dazu kam es aber, Gott sei Dank! nicht, ich genas, und wohl niemand von denen, die damals mein Schmerzenslager umstanden, hatte eine Ahnung davon, daß ich einmahl noch beim König Joseph Napoleon Desejens-Kurier werden würde.

Völlig wieder hergestellt, hatte ich die Absicht, nach Magdeburg zurückzukehren und wieder in meine Lehre zu treten. Noch lebhafter aber wünschte ich, zuvor einen Freund zu besuchen, der, wie ich von seinen Eltern erfuhr, in einem Hotel in Leipzig sich in Stellung befand. Ich bat meine Eltern so lange, ihre Erlaubniß zu dieser Reise nach Leipzig zu geben, bis sie endlich einwilligten, und wie man in der Folge leben wird, war dieselbe entscheidend für mein ganzes Leben.

Ich wurde von meinem Freunde überaus herzlich aufgenommen, ich wohnte bei ihm, seine Aufmerksamkeiten widmete er mir allein und wir besprachen auf unsern Spaziergängen unsere Hoffnungen und Pläne für unser zukünftiges Leben.

Solne bezeichnet, um anzuzeigen, daß bei Todesstrafe Niemand weder hinein noch heraus dürfe, mit Ausnahme der Sanitäts- deputirten und Aerzte. Am Innern der Stadt wurde eine Militärmacht zusammengezogen, um die öffentliche Ordnung und die Operationen der Kommission zu sichern. Die Krankenwärter, Aerzte und Inspektoren trugen Lanzen, um Kranke, die im Felde die Verze, aber von innen angehen wollten, gleich zu durchbohren. Unterdessen wüthete die Pest in Pöda mit unbeschreiblicher Heftigkeit bis zum 25. März 1816 fort; die letzten Befallenen wurden am 7. Juni konstatirt. Als man die Gewißheit erlangt hatte, daß die Geuche unter den Einwohnern getödtet sei, wurden drei verschiedene Komittees ernannt, während die Meinungen der verehrten Sachkenner entgegen wurden. Am 1. Schritte wurden 150 Kanonenschuße in und um die Stadt abgefeuert, um die Luft zu erschüttern. Am 1. November 1816 ist man die Warrieren nieder, löste die Storden auf und stellte die freie Kommunikation mit dem Königreiche wieder her. Ein in der Hauptkirche gefeiertes religiöses Fest drückte der Weiße dieses Tages das Siegel auf.

Literatur und Kunst.

• Eine neue Novelle von Bret Haack wird dem deutschen Freipublikum nicht so oft geboten, daß es nicht am Rechte wäre, auf das Ercheinen einer solchen unverzüglich aufmerksam zu

nicht schon frühzeitig untergepflügt wurde oder von kurzer verbodener Beschaffenheit ist, namentlich auf allen wärmeren mit dem Wöden als erahrungsmäßig schädlich möglichst zu vermeiden. Das Hauptaugenmerk ist auf die Anwendung des künstlichen Düngers zu richten. Wenn es auch keinem Landwirthe erspart bleibt, für seine speziellen Verhältnisse durch die Erfahrung festzustellen, welche Gaben an künstlichem Dünger er den verschiedenen Früchten unter Berücksichtigung der natürlichen Zusammenetzung des Bodens, des Düngungs- zustandes und der Vorfrucht ertheilen soll, so dürften doch folgende Bemerkungen demjenigen, welcher bisher künstlichen Dünger gar nicht oder nur in kleinen Gaben amwandte, einen gewissen Anhalt bei Anwendung größerer Gaben künstlichen Düngers zu Weizen geben.

Äder, welcher in vorzüglichem Düngungszustande sich befindet oder Vorfrüchte getragen hat, welche eine besonders üppige Entwicklung des Weizens erwarten lassen, wie Futterkrauter, Raps oder Erbsen, sind nur verhältnißmäßig mit Stickstoff nicht über 20 kg per Hektar zu düngen. Nach Kartoffeln räumt schon eine Stickstoffgabe von 30 bis 35 kg per Hektar ausreichen, während nach Sommerfrucht oder nicht in Stall- mist gewachsenen Wüden meistens unbedeutlich 40 bis 45 kg Stickstoff per Hektar angewandt werden können. Wenn der Ader in besonders fruchtigen Düngungszustand ist, so werde man auch bei diesen milder günstigen Vorfrüchten lieber weniger Stickstoff an und reiche die hier vorgeschriebenen lieber nur auf kleinen Parzellen verjüdwiese. Wenn der Stickstoff in Ammoniak nicht bedeutend billiger zu haben kommt als Ghilfalspeter, so gebe man namentlich bei Anwendung kleinerer Quantitäten den Stickstoff nur in Ghilfalspeter. Bei Anwendung größerer Quantitäten ist es vielleicht gerathen, bis zur Hälfte den Stickstoff in Form von Ammoniak zu geben. Geringe Quantitäten Stickstoff freue man unmittelbar vor der Beschäftigung auf die Furden und ege sie ab. Bei Anwendung größerer Quantitäten Stickstoff ist zu raten, ein Drittel bis zur Hälfte vor der Bestellung auf den Ader zu streuen und den Rest erst im Frühjahr — aber bevor die Vegetation wieder beginnt — in Form von Ghilfalspeter auf den Weizen zu streuen, sobald man Gemüthsart hat, daß der Weizen nicht angewendet ist. Stickstoffdüngung nach begonnener Vegetation wirkt namentlich auf tieferen Wöden häufig übermäßige Strohbildung und verminderte Körnerbildung. Nicht dringend genug kann auch vor dem häufig begangenen Weizen gefahrt werden, die Pflanzen eines Jahr bestandenen Weizenfeldes durch Stickstoffgaben im Frühjahr besonders kräftigen zu wollen; man bedenke, daß diesen weiligen Pflanzen ein weit größeres Quantum von Nahrung zu Gebote steht als den vielen Pflanzen eines normal bestandenen Feldes. Nicht dringend genug kann auch vor dem häufig begangenen Weizen herbeiführt und mithin nur Schäden anrichtet.

Was die Phosphorsäure anbelangt, so hat dieselbe auf Aedern, welchen bereits jahrelang große Mengen Phosphorsäuren zugeführt sind, sich jedenfalls auch unter gleichzeitiger Anwendung von Stickstoff in jeder Beziehung als wirkungslos erwiesen. Wenn hiernach es gerathen erscheint, mit Anwendung der Phosphorsäure vorsichtig zu sein, so dürfte doch die Anwendung mäßiger Phosphorsäuregaben so lange rathsam erscheinen, bis durch Versuche für den bestimmten Ader die Phosphorsäure sich wirkungslos erwiesen hat. Von größeren Gaben als 40 kg leicht löslicher Phosphorsäure per Hektar ist in der Regel abzurathen, da ein Uebermaß von Phosphorsäure, insolge der die Weize bestimmende Wirkung verleiht, die Vegetationszeit gewaltig abkürzt und dadurch den Körnerertrag schädlich beeinflusst. Man streue die Phosphorsäure unmittelbar vor der Bestellung auf die Furden, möglichst unermittelt mit dem Stickstoffdünger, weil ein solches Gemisch schon häufig sich nach einem Tage zummentballt und ein gleichmäßiges Ausstreuen unmöglich macht. Eine Vermischung von Thomasschlacke mit Ammoniak wirkt geradezu schädlich. Man verwende namentlich zum Streuen des Ghilfalspeters nur flüchtige Selenate und lasse dieselben nicht weiter als einen Schritt andeinanbergehen.

Was die Körner-Einsaat anbelangt, so bemesse man dieselbe nach der mehr oder minder fruchtigen Entwicklung des Weizens, wie man sie mit Rücksicht auf den Zeitpunkt der Bestellung, den jeweiligen Düngungszustand des Bodens,

die Vorfrucht und die direkten Dingergaben erwarten muß. Als schwache Drillkraft möchte ich 110 bis 120 kg per Hektar hinstellen, als stärkste 180 bis 200 kg per Hektar, bei breitwürriger Saat etwa eine 20proz. höhere Einsaat. Bei schwacher Einsaat und auf reichem Boden betrage die Entfernung der Drillreihen von einander 21 bis 24 cm, bei starker Einsaat auf einem knappen ärmeren Boden 13 bis 15 cm. Square-head-Weizen verlangt eine 20 bis 25 Proz. stärkere Einsaat als die vordeshen angebeutete. Sorgsameres Hinpflanzen des Aeders von Unkraut durch Haden wird der Weizen durch entsprechend höheren Ertrag sehr reichlich lohnen.

Zum Schluß bemerken wir noch, daß der Obengenannte eine ganze Reihe verschiedener Weizenforten anbaud und auf Verlangen ein deren Eigenschaften beschreibendes Circular versendet.

Gurkenrost.

Director Alee für Landwirtschaft: Die Gurken sind ein beliebtes Nahrungsmitel geworden und werden auf manchem Tische zur Sommerzeit ungenügend euteibet. Es ist daher sehr unangenehm, wenn sie nach der Reife die Gurken nicht gut erhalten, zumal dann die Reife entweichend noch zu sein pflegen. Kennt man die Anzeichen der Gurkenfäule, legt man die Gurkenbäume richtig an, so wird man bei richtiger Pflege auch in unangünstigen Jahren keinen Mangel haben dadurch, daß die Gurkenpflanzen ins Kraut wachsen, keine Früchte ansetzen oder unansehnliche fleckige Früchte bringen, die nicht haltbar sind und bald faulen. Hauptverursacher der Gurkenfäule ist: erstens, mäßig feuchter Boden, Sonne und alte Düngstoffe. Im Herbst soll zu diesem Zwecke der Boden (am besten ungenügend) zwei Spatenstiche tief gegeben und dann mit Kalk bestreut werden, welcher während des Winters, durch den Regen aufgelöst, zum Theil in den Boden eindringt. Ist der Boden vorher nicht gut bebaut, so führe man ebenfalls im Herbst gleich nach dem Anbau auf dem verweilten Stallmist darauf. Im Frühjahr streue man Holzasche aus, die man, sobald der Boden trocken genug ist, einbaut. Die Beete nehme man etwa 2 1/2 Fuß breit und breite die Erde aus dem Zwischenwege darauf an, daß die Kanten etwas erhöht sind. In der Mitte der Beete mache man in der Längsrichtung eine Vertiefung, die man namentlich in höherem Boden mit guter Komposterde theilweise anfüllt. In diese Vertiefungen werden, sobald keine Nachfröste mehr zu befürchten sind, die Gurkenkerne gelegt. Ist die Lage der Gurkenbeete darauf, daß Nachfröste noch bis zu herabfallen sind oder bis das Frühjahr überhaupt kalt und regnerisch, so lege man die Kerne in Blumentöpfe oder Kränzen, die man mit Fenster-scheiben decken kann, halte sie entsprechend warm und pflanze sie nach gehöriger Abkühlung mit Erdballen vorzüglichst aus, sobald die Vertiefung entsprechend warm geworden und keine Gefahr für die empfindlichen Gurkenpflanzen mehr vorhanden ist. Namentlich in der ersten Lage nach dem Anspalten beachte man ausreichend, wenn kein gewisser Himmel ist und die Kräfte Sonnenstrahlen die Wasserverdunstung der gehörigen Pflanze zu sehr beschleunigen würden. Ist ein Vortheil nicht nöthig, dann pflanze man die Gurkenkerne direkt ins freie Land auf die oben angeführten Vertiefungen der Beete und zwar in einer Entfernung von etwa 4-5 cm, mit dem selben Ende nach unten und etwa 1 cm tief. Die Beete weiche man in lauem Wasser oder Milch 2-3 Tage ein. Sind Kläue zu bestärken, so legt man der Flüssigkeit etwas Düngewasser zu. Gegen leichte Nachfröste lassen sich die angepflanzten kleinen Gurkenpflanzen durch ein über die Vertiefungen gelegtes Brett leicht schützen. Auch die spätere Behandlung der Gurkenpflanzen ist von Wichtigkeit und grobem Einfluss auf den Ertrag. Da die Gurkenpflanzen, wie oben gesagt, auf feuchtem Boden leben, so ist es naturgemäß, daß die Beete auch locker gehalten werden müssen. Ebenso selbstverständlich ist, daß die Beete frei von Unkraut gehalten und bei Trockenheit begossen werden müssen. Man nehme hierzu aber nicht kaltes Brunnenwasser, sondern abgekühltes, von der Sonne erwärmtes Wasser, möglichst Regenwasser, und lege demselben zu 1/2 Gasse veredelter Sande oder zu 1/10 Kalkmilch hinzu, welche Flüssigkeit und links der Pflanzengreihe parallel verlaufende Vertiefung. Bei Regenwetter nehme man das Düngewasser gesondert, — auch braucht man dann weniger Rücksicht auf die Zeit zu nehmen und kann nicht nur spät abends und früh morgens wässern, sondern auch während des Tages. Bei dieser Behandlung breiten sich die Asten nach beiden Seiten der Beete aus, wodurch nicht nur der Asten und legen kräftiger und reichlich Früchte an, ohne von unangünstigen Witterungsverhältnissen so sehr zu leiden.

Nützliche Wirkungen des weissen Senfes im Futter.

Herr B. in A. äußert sich hierüber in der „Georgine“ wie folgt: Senf in Grünmutter wie ich schon seit etlichen Jahren. Durch theilweises Hinzufügen dieses Gemenges theilte der ausgebreitete Senf sich dem Ader und unter dem hier folgenden





Nach längerem Hin- und Herreden wurde ich endlich angenommen, die Herzogin ging nach ihrer Gatonelle und überreichte mir mit eigener hoher Hand einen Doppellouisdor. Dem Wirtse befahl sie, den Schneider kommen zu lassen, daß er mir Waß zu einer neuen Krawatte nehme, welche aus feinem carmoisinrothem Tuche bestehen müsse, mir selbst trug sie auf, mir zwei Paar Stiefel, zwei Paar lederne Hosen und einen Hut, mit feinem Wachsdruck überzogen, zu besorgen. Der frische Courier dagegen wurde angewiesen alles an mich auszuliefern, wozu von dem Eigentum der Herzogin sich in seinem Besitz befand. Es war das: ein Sattel, die großen Couvertierstiefel, ein Paar doppeltausige Pistolen mit Hovern, das herzogliche Wappenschild aus Gold und Silber gearbeitet, das auf dem Reit-Collet getragen wurde; ferner hatte er mir nicht nur die Wagen mit allem Zubehör zu übergeben, sondern mußte mich auch über ihren Bau und ihre Einrichtung unterrichten, dies war besonders beim Staatswagen der Herzogin nötig, der viele geheime Befehlsstücke hatte, bestimmt Schmalz, Juwelen und allerlei Werkzeuge in ihnen aufzubewahren.

Als die neuen Verordnungen vom Schneider geliefert waren, mußte ich mich der Herzogin nochmals vorstellen, sie betrachtete mich wieder aufmerksam von allen Seiten, war aber mit meiner Erscheinung vollumfänglich zufrieden, was sie mir durch die etwas deutsch sprechende Kammerjungfer sagen ließ.

Nur eins an mir — mein Kopf — wollte ihr nicht gefallen, ich war jedoch keineswegs eilig, ihn abzuschneiden. So vergingen einige Tage, als die Herzogin von dem Banquier eine Einladung zum Mittagsmaße erhielt. Der Banquier wußte aus seinem Gute in Zwey-Mondborf und die Herzogin ordnete an, daß sie vierstänig mit einem Vorreiter dorthin fahren wolle. Der Vorreiter war ich. Als alles bereit, der Wagen vorgefahren war und ich zu Pferde saß, sah die Herzogin grüßend zum Fenster heraus und gewachte alsbald meinen armen Kopf. Sie wollte, ich mußte absteigen und zu ihr hinaufkommen. Oben nahm mich ein Diener in Empfang und führte mich zu den Kammerkammern, die schon bereit waren, meinen Kopf ganz sauber auf die Krawatte zu setzen. Ich mußte es gesehen lassen, stieg wieder zu Pferde und nach Verlauf einer Viertelstunde erschien die Herzogin mit ihren Damen und es ging fort.

Sie hatte angeordnet, daß, sobald wir aus den Thoren wären, im schärfsten Trabe gefahren werden sollte, da sie prüfen wolle, was ich als Reiter leisten könnte. So geschah es denn auch. Leider hatte ich ein Pferd, einen hochbeinigen Engländer, das sehr hart trabte und so dauerte es denn gar nicht lange, daß mein Kopf sich seiner Befehle entledigte und auf meinem Rücken die tollsten Luftsprünge machte, wahrscheinlich zum großen Kerger der Herzogin. Sie äußerte indessen nichts, und wir kamen glücklich an und eben so wieder nach Leipzig zurück.

Der Tag unserer Abreise kam inzwischen immer näher und es waren alle Vorbereitungen bereits getroffen. Da, als wir — die Dienerschaft — gerade beim Frühstück saßen, erschien eine der Kammerjungfern und brachte uns Wein. Sie hatte beide Hände voll Flaschen und die Herzogin ließ uns sagen, wir möchten nur trinken, sie könne den Wein nicht mitnehmen.

Wir kamen denn auch ihrem Wunsche nach und was mich betrifft, so währte es nicht lange, bis ich mich berauscht fühlte.

Da erwiderte denn die Französin unter den Kammerjungfern, welche notwendig deutsch sprach, wieder und machte sich hauptsächlich mit mir zu schaffen. Sie bot ihre volle Lebenswürdigkeit auf und häßelte mich.

Mit wahr, lieb Henri, Ihr mal sich die Herzogin zu Gefallen und schneid mir Ihr Kopf weg. Die Herzogin wird sit not mal so freuen und ich werd Euch not mal so lieb habe.

Da wurde ich denn schwach und meinte wohl — nun ja — wenn ein Friseur zur Hand wäre.

„D' mir Friseur, lieb Henri, id' Dir besser maßen kam als Friseur, id' mir auf Friseur bestell'“

Da kam denn alsbald eine große Scheere zum Vorschein, und ehe ich mich dessen verah war mein Kopf abgeschnitten. Er wurde im Triandub zur Herzogin getragen und es dauerte gar nicht lange, so erschien Bonette wieder und händigte mir zwei Louisdore ein als Entschädigung für meinen verlorenen Kopf. Auch mußte ich mich der Herzogin vorstellen und sie schien über ihren nunmehr erkaufenen Courier nicht wenig erfreut.

Inzwischen waren mehrere Lords in Leipzig eingetroffen, die der Herzogin Visite machten und von ihr zu einer Spazierfahrt in den Promenaden-Anlagen eingeladen wurden. Die Wagen wurden bereit gehalten, ihre Erleichterheiten stellten sich ein und die Spazierfahrt ging vor sich. Da es überaus schönes Wetter war, kam es der Herzogin in den Sinn, auszusitzen und mit den Herren zu promenieren, die Wagen aber langsam nachfolgen zu lassen. So geschah es, sie war überaus prächtig geteilet und zwei Diener mußten ihr die Schleppe tragen.

Weider war es gerade um Mittag, wo die Collegen und die Comtoirs geschlossen wurden, und die Promenaden waren um diese Stunde regelmäßig sehr belebt, vornnehmlich durch Studenten und Handlungsgehilfen. Es konnte nicht fehlen, daß die Herzogin mit ihrer Begleitung Aufsehen erregte, und so währte es gar nicht lange bis sie sich in einen kleinen jungen Männer eingeschlossen sah, die keineswegs geneigt waren, ihrem Uebermut Hülfe anzulegen. Man erging sich in allerlei Bemerkungen, einige nicht eben feinsinnige Mißverständnisse rühten der Herzogin auf den Leib und bliesen ihr aus ihren Pfeifen Dampfswollen ins Gesicht.

Darauf zog die Herzogin mit ihrer Gesellschaft sich eilig zurück, die Wagen wurden wieder besetzen und dabei führen nur noch einige mal durch die Anlagen um die Stadt herum, dann nachhause, und alsbald wurde auch der Befehl gegeben, ihr Abreise alles in Bereitschaft zu setzen.

Dies war keine kleine Arbeit, die nächsten Tage zählten zu den unruhvollsten meines Lebens, und noch säuwirt mir der Kopf wenn ich an die entlose Paßl von Schachteln, Ristchen, Futteralen denke, welche von dem weiblichen Dienstpersonal ununterbrochen angefloppt wurde, stets mit der Weisung, alles aufs sorgfältigste zu verwahren. Man denke sich, die Herzogin hatte einen eigenen Koch und führte einen Küchewagen mit sich; sie hatte zu 30 Couverts Silberzeug, 15

in keinem oder doch nur in wenigen der anderen vorhanden ist. Weinerleits sei es hiermit allen Liebhabern des goldgelben Hausfreunds, und zwar nicht bloß den Anfängern, sondern vornehmlich auch den alten erwachsenen Büchtern nochmals empfohlen; sie werden manches darin finden, was sie trotz aller Erfahrung doch noch nicht gekannt haben. Der Preis des schön ausgestatteten, 197 Seiten starken Bändes beträgt nur 2 Mark.

Der Charakter Ludwigs von Baiern. Eine psychologisch-psychiatrische Studie aufgrund authentischer Mittheilungen und eigener Beobachtungen von Dr. med. Franz Karl. Leipzig 1896. Verlag von W. Staackmann. Preis 1 M. Dies Schriftchen hat folgenden Inhalt: Einleitung, Psychologische und psychiatrische Grundbegriffe — Die Kindheit und Knabenzeit des Königs. — Die Junglingszeit. — Ludwig II. als König. — Charakterisierung des kranken Königs. — Anomalien in der Schärfe des Gemüthslebens. — Anomalien der vorvollenden Seite des Seelenlebens. — Anomalien der moralischen Seite des Seelenlebens. — Sinnesstörungen. — Störungen der Funktionen der Empfindungsnerven. — Schluß.

Schlaglichter zur Volksbildung. Von Eduard Sad. Heft 4. Nürnberg, Verlag von Weidm. & Co.

Weder's Weltgeschichte. Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Wilhelm Müller, Professor in

Tübingen. Mit zahlreichen Illustrationen und Karten. Verlag von Gebrüder Kröner in Stuttgart. 68 und 69. Lieferung.

Von der zweiten, bis auf die Gegenwart fortgeführten Auflage der Geschichte der neuesten Zeit (1815—1895) von Prof. Konstantin Vullie (vollständig in 2 Lieferungen je 1 M., Verlag von Weid. & Co. in Leipzig) sind weitere fünf Lieferungen, die sechste bis zehnte, erschienen. Zu ihnen werden die Ereignisse des Jahres 1894, der Wiedergang der Revolution, der Skimfren, die Einigung Italiens, die neue Aera und der Politiksonflikt in Preußen behandelt. Das nächste Heft über die ersten Lieferungen wird die fünf neuen beibringt.

Großer Volkskalender des Jahres Hinfühenden Voten für 1897. Lehr. Verlag von J. S. Geiger (Moritz Schönbaur). Zur Empfehlung dieses Kalenders braucht man eigentlich nichts mehr zu sagen: Der „Sindere“ ist wie immer so auch diesmal der gemüthvolle Wanderer. In Mitarbeiter hat derselbe eine stattliche Schaar um sich versammelt, listiges und ernstes Volk, das insgesamt um die Erde eiert, dem Kalender seinen alten guten Will zu weihen. Auch die illustrative Seite ist vorzüglich bedacht. Die Bilder haben sich äußerlich durch ein braunes Kolorit recht gefällig von dem schwarzen Druck des Textes ab. Die große Ausgabe in feinem, kolorierten Pappenbände mit Metallornamenten ist zu 1 M., die kleine zu 50 Pf. zu haben.

silberne Cofferolls und eine Menge anderer Küchengeräthe. Sie und ihre Gesellschaftsdame führten ihre eigenen Betten mit nebst zwei eigenen Bettstellen, die in jedem Nachtquartier abgepackt und zusammengepackt werden mußten, eine Arbeit, die fast zwei Stunden erforderte.

Man kann sich ohne Mühe vorstellen, welche Unruhe und Arbeit ein vollständiger Aufbruch verursachte, es gab da ein tagelanges Hin- und Herlaufen, Besetzen und Wiedereinrichten, daß man oft nahe daran war die Bestimmung zu verlieren. (Fortf. folgt.)

Ein Blick auf das preussische Kriegswesen des vorigen Jahrhunderts.

(Zwei halleische Theologen im Regiment von Thadden.)

In den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts war Chef des in Halle a. S. garnisonirenden Regiments der Oberst Johann Leopold v. Thadden, ein als Soldat, Mensch und Familienvater höchst achtungswürdiger Mann. Er bewohnte das Haus Nr. Ulrichstraße 24, dessen Front der Geisstraße gegenüber ist und in dem sich gegenwärtig eine „Böhmische Bierhalle“ befindet. Später avancirte er vom Obersten zum Generalmajor und weiter zum Generalleutnant. Als solcher nahm er nach Erreichung des 54. Dienstjahres im November 1799 seine Entlassung aus dem alten Dienst, wobei er den Titel eines Gouverneurs von Spandau erhielt. In seine Stelle trat als Chef des halleischen Regiments der Generalmajor Johann Jeremias v. Renoard. Generalleutnant v. Thadden blieb in Halle wohnen, verließ die Stadt aber beim Einrücken der Franzosen am 17. Oct. 1806 und schließlich mit seiner Familie nach Nüßten. Von dort kehrte er im April 1807 nach Halle zurück. Hier starb er, 77 Jahre alt, am 29. Oct. 1817 und wurde am 2. Nov. auf seinem dicht bei Halle belegenen Rittergute freiwillig beerdigt, daß er früher von dem Erben des Antimanns Brand erworben hatte.

Als Erzieher für seinen Sohn aus erster Ehe Karl v. Thadden — der später als Hauptmann a. D. ebenfalls in Halle gelebt hat und Ende der dreißiger Jahre mit Hinterlassung eines unehelichen Sohnes gestorben ist, worauf die Gläubiger freiwillig und Zubehör zur Subhastation brachten — hatte der General v. Thadden bereits im Jahre 1786 den Candidaten der Theologie August Lafontaine angenommen, der sich bald in der Familie des braven Generals sehr wohl fühlte, während dieser und seine Gattin, als sie sahen, wie trefflich der neue Hofmeister seine Stellung ausfüllte und sich die ungeliebte Arbeit seines Vorgesetzten erward, den Hausgenossen immer mehr schätzten und werth hielten.

Man weiß, daß Lafontaine später ein äußerst fruchtbarer, vielseitiger Romanhistoriker geworden ist, der gegen 150 Bände Erzählungen und Romane geschrieben hat. „Schöpfer des weinerlichen Familienromans“ nennt ihn die deutsche Literaturgeschichte, und Joseph v. Eichendorff, der Sänger des Liebeshelms, der während seines halleischen Aufenthaltes den vielgenannten Familienromandichter kennen lernte, berichtet in humorvoller Weise über ihn: „Man erzählte von ihm, daß er selbst an seinen schlechten Romanen eigentlich am wenigsten schuld sei, daß ihm vielmehr seine Verleger von Zeit zu Zeit nach Berlin verlockten und dort so lange gleichsam eingesperrt hielten, bis er einen neuen vollen Roman fertig gemacht, was er denn, nur ein wieder freizukommen, jedesmal mit ungläublicher Gesühndigkeit bezeugt habe.“ Als Schriftsteller hat Lafontaine in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts den Höfemund seines Rufes erreicht. Alle seine Romane erschienen binnen kurzem in zweiter und dritter Auflage und wurden in fast alle europäischen Sprachen übersetzt. In den weiblichen Kreisen zerlief man sie bis zur Unabsehbarkeit. Väter gaben sie ihren Töchtern als Theil der Aussteuer mit. Dementprechend war auch der finanzielle Ertrag für den Verfasser. Schon im Jahre 1800 konnte sich Lafontaine eine eigene Villa in Halle vor dem Kirchthor, linker Hand auf dem Wege nach Weidenstein, in der Nähe des Zdenbich'schen Gartens kaufen, wo er an der Seite seiner Frau, seines geliebten „Nischen“, ein glückliches und begabtes, nur zeitweilig durch die folgenden Kriegsunruhen gestörtes Dasein führte. „Die und hupria“ wurde er dabei, wenigstens hörte ihn einst Wilhelm Grimm so von sich selbst zu Rufe Richard's sagen; und ungenau charakteristisch schreibt derselbe Grimm über ihn an seinen Bruder Jacob Grimm: „Du müßt Dir einen dicken, großen Mann vorstellen mit hochrothem Angesicht, grauem Haar, schwarzem Bardenbart, in dem eine volle Freude leuchtet, daß er da ist, und an welchem ein echter Campfarren verdorren. Sein Gesicht

hat eine runde unbestimmte Gutmüthigkeit. Er klagte, daß ihm alle Kleider zu eng würden. . . . Er hat viel erzählt und verbürgt es gar nicht, daß er mit seinen Schriften schon sechzigtausend pr. Thaler verdient habe. Vieles sei ihm im jetzigen Krieg darauf gegangen, jetzt müßte er noch 30,000 verdienen, um wieder in Ordnung zu kommen. Er that viel Gutes.“

Als im Jahre 1789 bei dem v. Thadden'schen Regiment in Halle die Stelle des Feldpredigers erledigt war, wählte der General v. Thadden für dieselbe den Erzieher seines Sohnes, den Candidaten August Lafontaine. Denn damals stand noch den preussischen Regimentschefs das Recht der Wahl des Feldpredigers für ihr Regiment zu, während der Feldproppst den Gewählten nur zu examiniren und, falls das Examen bestanden wurde, zu ordiniren hatte. — Beiläufig bemerkt, erstrebte schon der preussische Feldproppst Klettschke (gestorben 1806 in Potsdam), obwohl verächtlich die Aufhebung dieses Wahlrechtes der Regimentschefs. Unter die Eingabe, in welcher er gebeten hatte, die Feldprediger selbst wählen zu dürfen, auch mit ausführlichen Gründen bewiesen hatte, daß dies zweckmäßiger sei, als wenn die Chefs der Regimenter es thäten, schrieb König Friedrich der Große in seiner kaiserlichen Weisung als Beisatz die Worte: „Sein Reich ist nicht von dieser Welt.“

Der schon genannte Feldproppst Klettschke war ein Mann von feinstem Aussehen und stand bei den Candidaten in hohem Rufe, als ob er bei den Prüfungen glänzender, so daß sein für ein Feldpredigeramt Gewählter ohne Furcht zu ihm ging. Doch überzeigte sich Lafontaine beim Examen, daß der Feldproppst ein durchaus rechtschaffener Mann sei, der zwar aus Gewissenhaftigkeit streng examinirte, indessen nie auf Ehrentöne ausanlegte. Nach trefflich bestandenen Examen wurde Lafontaine zum Feldprediger des v. Thadden'schen Regiments ordinirt und machte als solcher den Feldzug von 1792 in die Champagne gegen die Franzosen mit.

In demselben Regiment und während desselben Feldzuges diente als Musikleiter ein anderer, allerdings idiosyncrasischer gewordener Theologe, der samote halleische Magister Friedrich C. Kaufhard. Er war im Jahre 1758 zu Wendehausen, einem Orte der Unterpfalz, als Sohn eines lutherischen Pfarrers geboren. Nachdem er in Gesehramkeit den Unterricht seines Vaters, im Trinken bei seiner Tante, in Gemeinbeit des des Knackens und der Waßd-genossen, kam er auf anderthalb Jahre in eine Art Erziehungsanstalt, welches der Inhaber Kraß in Dolsgethem errichtet hatte. Als junger Mensch von 16 Jahren bezog er dann die Universität Göttingen, wo er bald ein tüchtiger Verbandsredner, Kenner und Berathgeber wurde, aber auch die Studien nicht vernachlässigte, für die er mit trefflichen Gesellschäften ausgestattet war.

Auf kürzere oder längere Zeit hat Kaufhard nach seinem Abgange von Göttingen, da er bei nichts sich wieder geübelagender Ansicht auf Anstellung in ein hiebertliches Bachscholastisches Lehramt, die meisten deutschen Universitäten besucht. Ausschweifung und Ratenjammer meistelten bei diesem Herumtreiben ab, fast Kaufhard wurde ein Abenteuerer, der jedoch eine thätige Beobachtungsgabe besaß und die Zerfahrenheit und Mäßigkeit der Verhältnisse um ihn her in seiner Lebensbeschreibung mit gewandter Feder treffend geschildert hat, ohne daß er jedoch inere Kraft gehabt hätte, seine moralische Verlamptheit abzuwässeln und über die Erbärmlichkeit des ihn umgebenden Reiches sich zu erheben.

Zuletzt ging Kaufhard nach Halle, gab hier als Candidat Unterricht auf dem Pädagogium, promovirte dann zum Magister, hielt Vorlesungen und wurde endlich in augustinischer Verlegenheit wegen einer kleinen Schuldlast Musikleiter in dem v. Thadden'schen Regimente, dessen Feldprediger, wie berichtet, August Lafontaine war.

